



Yasemin Schreiber Pekin kam in der Türkei zur Welt. Ein Tag vor ihrem 14. Geburtstag zog es ihre Eltern nach Zürich, sodass sie pünktlich zum Pubertätsbeginn in der Schweiz eintraf. Sobald sie die Geheimnisse der Landessprache ergründet hatte, fing sie das Medizinstudium an. Nach dem Abschluss reiste sie um die Welt, arbeitete in Lesotho in Afrika, Bangladesch, Haiti und in der Türkei. Inzwischen wuchs ihre Familie um einen Ehemann und drei Kinder. Heute arbeitet sie in Zürich als Frauenärztin und Psychotherapeutin, wenn sie nicht mit der Katastropheneinheit des Roten Kreuzes im Einsatz ist. Ihre Bücher schreibt sie in deutscher Sprache, illustriert sie selbst, übersetzt sie auch ins Türkische. Für entspannte Stunden sorgt ihr Literatur- und Musikprojekt Ymagination & müzik, daneben schreibt sie Kolumnen in türkischsprachigen Kulturzeitschriften. Beim Lesen ihrer Bücher taucht man in eine Welt der Fantasie ein, wo sie ihre beruflichen und persönlichen Erfahrungen auf witzige und spannende Weise genüsslich präsentiert.

Yasemin Schreiber Pekin

**Gold, Gauner und
türkischer Honig**

3 Frauen – 111 Jahre

17. August 1999

östlich von Istanbul

Es war fast drei Uhr morgens. Der Barkeeper polierte ein schon makellooses Cognacglas, während er mit geschlossenem Mund zu gähnen versuchte. Es waren noch zwei letzte Gäste an der Hotelbar. Der Jüngere hatte einen quadratischen, kahlgeschorenen Schädel und trug einen verschwitzten Anzug, den seine Muskeln zu zerreißen drohten. Der andere Mann mochte um die neunzig sein. Alles an ihm war grau. Sein Anzug, sein hageres Gesicht, seine raspelkurzen Haare. Der Alte bestellte nochmals zwei Wodka. Der Barkeeper schielte auf seine Uhr, beschloss aber den Mund zu halten.

Das Telefon des alten Mannes klingelte. „Ismailow“, krächzte er heiser in den Hörer. Er hörte kurz zu und legte auf. Seinem Gegenüber rann der Schweiß in kleinen Bächen vom massiven Hals in den Hemdkragen. Er schaute den Alten beunruhigt an. Plötzlich lachte dieser und klopfte ihm auf die Schulter. Unendlich erleichtert lächelte der Muskelprotz. Aus der Innentasche seines Jacketts nahm er einen Samtbeutel und übergab ihn dem Alten. Dieser warf einen Blick hinein, fischte eines der glitzernden Steinchen heraus, prüfte es mit einer Lupe und nickte zufrieden.

Es war zwei Minuten nach drei, als sie ihre Gläser hoben und in einer slawischen Sprache anstießen. Der Barkeeper fragte sich müde, ob sie Russisch sprachen und wann er endlich Feierabend machen durfte. Sie sprachen Bulgarisch. Und der Feierabend kam in der nächsten Sekunde. Für zwei der drei für immer.

Zuerst fingen die Gläser in der Vitrine zu zittern an. Basil Ismailow hatte so etwas in seinem langen Leben schon mehrmals erlebt. Er schaute zur Decke. Der grosse Leuchter schwang hin und her wie eine betrunkene Ballkönigin. Die Flaschen fielen von den Regalen und zerschellten klirrend am Boden. Unerwartet flink für sein Alter hechtete Ismailow unter den massiven Tisch hinter ihm. Wie aus einer höllischen Unterwelt drang ein Ächzen aus der Erde. Gesteinsschichten verschoben sich gegeneinander. Der Leuchter nahm gleich die ganze Decke mit, als er runterfiel, gefolgt vom Rest des Gebäudes, das in sich zusammenstürzte.

Es war vollkommen still und dunkel, als Basil Ismailow die Augen wieder öffnete. Er fragte sich, ob er noch lebte. Das tat er schon jeden Morgen beim Aufwachen, seit er gelesen hatte, dass er die durchschnittliche Lebenserwartung bereits um zehn Jahre überschritten hatte. Sein linkes Bein konnte er nicht bewegen, aber Schmerzen spürte er keine. Wahrscheinlich war dies kein gutes Zeichen. In seiner rechten Hand hielt er etwas fest. Er zwang sich, den Griff zu lockern. Als er merkte, dass er immer noch den Beutel mit den Diamanten umklammert hielt, musste er lachen. Ein trockenes Lachen, das ebenso aus seinen staubgefüllten Lungen kam, wie aus dem Herzen. Es tat ihm leid, dass er Sofia, seinen türkischen Honig, nicht noch einmal würde sehen können. Sie hätten nicht so viel Zeit beim Versuch vergeuden sollen, einander das Leben zur Hölle zu machen. Er schloss die Augen wieder und wartete auf den Tod.

Aber der Tod schien ihn vergessen zu haben.

Durst quälte ihn. Und so viele Geheimnisse. Er schwor, wenn er hier jemals lebend herauskam, würde er Sofia nur noch die Wahrheit sagen. Ein Lichtstrahl erschien

über seinem Kopf und blendete ihn. „Das Licht aus dem Jenseits“, dachte er. Im Jenseits schien es auch besser zu riechen als unter dem Tisch, wo er seit Tagen gelegen hatte. Er nahm einen tiefen Atemzug und verlor das Bewusstsein.

Die Männer schwitzten in ihren roten Westen. Ihre Augen waren vom Staub und Schlafmangel gerötet. Vier Tage nach dem Erdbeben suchten sie noch immer nach Überlebenden unter den Trümmern. Sie hatten in den letzten vierundzwanzig Stunden nur noch Leichen geborgen. Sogar Pascha, eine Promenadenmischung, die sich als Suchhund freiwillig gemeldet hatte, liess den Kopf hängen. Der Teamleiter rief seine erschöpften Leute zurück. In diesem Moment fing Pascha zu bellen an. Er hatte keinen Tag Training als Suchhund hinter sich, war aber ein Naturtalent. Mit frischer Kraft trugen die Männer Steine und Bauschutt ab, bis eine graue Hand und ein Arm zum Vorschein kamen.

„Er lebt!“ rief jemand.

„Ja, dann!“, dachte Ismailow und nahm seinen Schwur zurück. Kräftige Hände packten ihn und zerrten ihn wieder zurück in die Welt der Lebenden.

Ayda, 2021

Als ich meinen Grossvater kennenlernte, hielt er in seiner rechten Hand eine Pistole. An seinem spindeldürren linken Oberarm hing eine Infusion. Er lag auf einem Feldbett eines Feldspitals. Meine Grossmutter Sofia drückte ihm ein scharfes Rasiermesser an den Hals. Sie sah aus, als könne sie sich nicht entscheiden, ob sie ihm die Kehle durchschneiden oder die Bartstoppeln rasieren solle. Um das Krankenbett standen ein paar Leute. Sie schrien auf, als mein Grossvater die Waffe in ihre Richtung schwenkte.

In dem Moment, als ich das Zelt betrat, stiess die Erde ein tiefes Grollen aus und bebte, als würde sie rülpfen und über den galligen Geschmack im Mund staunen. Ich wäre dann wohl das, was sie angewidert ausspie: Eine dreissigjährige, dreckverkrustete, bleiche, magere Frau, die versuchte, sich grösser zu machen als sie war, indem sie die Haare zu einem Dutt hochsteckte. Dreckverkrustet war im Moment hier jeder. Bleich und mager war ich, weil ich Liebeskummer hatte. Das mit dem Dutt und Sich-klein-fühlen hatte auch was damit zu tun.

„Ayda, da bist du ja!“, rief Sofia. „Begrüss deinen Grossvater.“

Dem alten Mann, der bis vor zehn Minuten nichts von meiner Existenz gewusst hatte, standen Tränen in den Augen. Zögerlich umarmte ich ihn. Sofia, meine Grossmutter, die ich zwar schon mein Leben lang gekannt hatte, die es aber erst vor ein paar Tagen für nötig gehalten hatte, unseren Verwandtschaftsgrad zu erwähnen, umarmte ich etwas herzlicher.

Sobald Basil und Sofia abgelenkt waren, flohen die Leute. Mit ihnen verschwand ein Teil des schweren Angstgeruchs. Basil tätigte einen Anruf. Er sprach Bulgarisch, eine Sprache, die ich zwar nicht sprechen konnte, aber als Kind einiges von Sofia aufgeschnappt hatte. Er sagte etwas von vier Männern, legte auf und nickte Sofia zu. Dann nahm er Sofias Hand in seine. Die beiden begannen ein leises Privatgespräch. Nach einer Weile kam ich mir überflüssig vor und trat, immer noch benommen aus dem stickigen Zelt. Nach ein paar Schritten blieb ich stehen. Am Rand des Camps, unter einer Weinlaube, stand ein staubiger Wagen. Etwas Seltsames spielte sich dort gerade ab. Vier Männer mit glattrasierten Schädeln und brutalen Gesichtern zerrten einen Mann aus dem Auto. Dabei fiel er zu Boden. Ich machte den Mund auf, um nach Hilfe zu rufen, klappte ihn aber wieder zu. Der Mann auf dem Boden behielt die Arme und Beine angewinkelt und den Oberkörper halb in der Luft. Ich blinzelte ungläubig. „Leichenstarre? Tiefgefroren?“, ging mir durch den Kopf. Ausserdem kam er mir mit seiner aussergewöhnlich langen Statur bekannt vor. *Onkel Karl?* Ich rieb mir die Augen. Die Männer hatten inzwischen eine grosse Tiefkühltruhe aus dem Kofferraum geholt. Zwei von ihnen trugen die Truhe, die anderen zwei hoben den Mann, der wie Onkel Karl aussah, vom Boden auf und spazierten aus dem Camp.

In den folgenden Tagen lernte ich, dass meine frischgebackenen Grosseltern tiefgefrorene Leichen ebenso leicht wegzaubern konnten, wie einen Beutel mit Diamanten und ein paar Koffer voller Geld.

Das geschah im August 1999 in einer Ortschaft östlich von Istanbul. Während wir darauf warteten, dass mein Grossvater sich von seiner Operation erholte, erzählte mir

meine Grossmutter ihre Geschichte. Dazu schüttelte sich die Erde immer wieder wütend, als hätte sie nicht schon vor noch nicht mal einer Woche die Menschen im Schlaf überrascht und Tausende unter sich begraben.

Seither sind Jahre vergangen. Inzwischen habe ich eine Tochter, die grösser ist als ich. Zugegeben, es braucht nicht viel dazu. Meine Tochter hält gerade Sofias zerfleddertes Fotoalbum in ihrer Hand, aus dem sich ein paar Bilder und Zeichnungen gelöst haben und auf den Boden schweben. Wir sammeln sie wieder ein. Eines sieht wie eine Kinderzeichnung aus und ist mit Pablo Picasso signiert. Das zweite ist ein Plakat für ein Theaterstück namens „Die Gouvernante“ und zeigt eine blonde Frau mit einem grosszügigen Dekolleté. Das dritte ist ein vergilbter Zeitungsausschnitt mit einem Foto: Der türkische Staatsgründer Atatürk tanzt im eleganten Smoking mit einer Frau mit kurzen hellen Haaren. Die Überschrift lautet: „*Wer ist diese geheimnisvolle Frau?*“

Meine Tochter fixiert mich streng mit einer angehobenen Augenbraue, bis wir beide anfangen zu lachen. „Ich wollte mir ein Paar Socken borgen. Das Album lag in deiner Schublade“, sagt sie entschuldigend. Sie lässt sich neben mich in die Hollywoodschaukel fallen. Im Schatten des alten Pfefferbaums schaukeln wir sanft hin und her. Zu unseren Füßen machen es sich zwei Hunde gemütlich. Es sind Nachkommen eines ehrenhaften Suchhundes namens Pascha und einer aggressiven Hundedame, deren Name mir entfallen ist. Ein wenig weiter, unter den Mandarinenbäumen, sitzen ein paar rötliche Katzen, die betont gelangweilt dreinschauen.

Unser Diener Nikos erscheint geräuschlos, wie es seine Art ist und stellt ein Tablett mit einem Krug Limonade und

zwei Gläser auf den Tisch neben uns. Bevor wir uns bedanken können, entfernt er sich wortlos mit einer Leidensmiene, was ebenfalls seiner Art entspricht.

„Erzählst du mir jetzt die Geschichte meiner Urgrossmutter Sofia?“, fragt meine Tochter.

„Ich habe Sofias Geschichte im August 1999 gehört. Ich war damals gerade dreissig Jahre alt und todunglücklich.“

Die Geschichte wartet schon lange darauf, erzählt zu werden. Aber ich zögere noch.

„Schiess los, Scheherezade! Ich habe den ganzen Sommer lang Zeit, bevor die Uni wieder anfängt.“ Meine Tochter kuschelt sich an mich und ich beginne zu erzählen.

Ayda, 1999

Trotz meines exotischen Namens Ayda Ismailow führte ich bis vor einigen Tagen ein sehr gewöhnliches Leben in Zürich. Gewöhnlich im Sinne von getrennt, arbeitslos und auf Wohnungssuche. Ich lebte nun schon seit sechzehn Jahren in der Schweiz und hatte mich beinahe schon eingelebt. Ich hatte ein Diplom als Juristin und sogar einen Schweizer Pass. Unter anderem!

Zwar vermisste ich meinen ehemaligen Chef, welcher mich *Ismail* nannte nicht, mir ging aber langsam das Geld aus. Im Flur meiner jetzigen Absteige traf ich immer wieder auf ehemalige Klienten aus meiner Zeit als Sozialarbeiterin einer Alkoholentzugsklinik. Es war nicht hilfreich, dass sie mich bei jeder Gelegenheit besorgt fragten, ob ich immer noch keine Wohnung oder eine neue Stelle gefunden habe.

Sofias Brief erreichte mich per Eilbote, als ich mit einem Badetuch um den Kopf von der Etagendusche in mein Zimmer lief. Mir brannte das Shampoo in den Augen. Ich hatte die Duschkabine fluchtartig verlassen, weil dicke Haarbüschel den Abfluss verstopften und es zu einer Überschwemmung gekommen war.

„Frau Ismailow!“, schrie der Eilbote im Flur.

„Ja?“, schniefte ich und wischte mir die Tränen weg.

„Brief für Sie. Hier unterschreiben!“ Er brüllte immer noch, obwohl ich genau vor ihm stand. Ich unterschrieb. Der Mann schien noch nicht zufrieden.

„Auf dem Briefkasten stand Ihr Name nicht!“, schrie er. Ich entschuldigte mich. „Ich musste im ganzen Haus

nach Ihnen suchen.“ Ich ignorierte seine ausgestreckte Hand und floh in mein Zimmer.

Auf dem Umschlag klebte ein kleines Vermögen an türkischen Briefmarken. Die Schrift kannte ich. Ich wusch mir den Rest des Shampoos in der Spüle der Kochnische aus den Haaren und riss ungeduldig den Umschlag auf. Sofia, meine 86-jährige Pflegemutter, schrieb in ihrer immer noch gestochen scharfen Schrift:

Meine Liebe Ayda

Ich will Dir unbedingt jemanden vorstellen. Der Zeitpunkt und der Ort sind ein wenig ungünstig. Wir treffen uns in einem Feldspital östlich von Istanbul, wo es gerade ein Erdbeben gegeben hat. Die Erde bebt immer noch. Komm bitte unverzüglich hierher. Genaue Beschreibung ist unten.

P.S: Nimm leichtes Gepäck und gute Schuhe mit. Es kann sein, dass Du den letzten Teil des Weges zu Fuss gehen musst.

P.P.S: Du hast mir nicht gesagt, ob Dein Ex-Chef Rechts- oder Linkshänder ist.

Sofia, Deine Grossmutter

Nun ... Ich setzte mich auf das Bett. Das Erste, was mir in den Sinn kam, war: *Demenz*. Das Zweite und das Dritte auch.

Sofia, Deine Grossmutter?

Sofia war meine *Pflegemutter!* Verschoben war sie ja schon immer gewesen. Dass sie unter Verfolgungswahn

litt, war auch nichts Neues. Aber in letzter Zeit war sie sogar für ihre Verhältnisse merkwürdig geworden.

Mein Mann Patrick hatte mich vor drei Monaten wegen einer anderen Frau verlassen und ich war Hals über Kopf aus unserer gemeinsamen Wohnung ausgezogen. Ich hatte es Sofia zuerst verschwiegen, weil ich keine Lust auf ihr: „Habe ich dich nicht gewarnt?“, hatte. Als ich es ihr aber dann doch erzählte, fragte sie nur, ob sie ihm die Finger brechen lassen solle. „Oh ja, gute Idee!“, lachte ich, weil ich es für einen unbeholfenen Versuch hielt, mich zu trösten.

Kurz nach der Trennung verlor ich auch meine Stelle. Als ich ihr neulich am Telefon mein Herz ausschüttete, wollte sie wissen, ob mein Chef Rechts- oder Linkshänder sei. In grosser Sorge um Sofia, die wahrscheinlich nun endgültig den Verstand verloren hatte und mitten in einem Katastrophengebiet festsass, bereitete ich eilig die Reise in die Türkei vor.

Mein Herz zog sich zusammen, als ich an mein ehemaliges Zuhause dachte, welches mein Mann jetzt mit einer anderen Frau teilte. Aber ich musste dort ein paar persönliche Sachen holen. Patrick würde um diese Zeit bei der Arbeit sein. Ich stand vor unserer Wohnungstüre und versuchte ruhig zu atmen. Neben dem Klingelknopf stand immer noch mein Name und der von Patrick, am Boden lag mein freundlicher Fussabtreter mit den Katzenbildern. Ich gab mir einen Ruck, brauchte aber mit zitternden Händen und einem Tränenschleier vor den Augen mehrere Anläufe, das Schlüsselloch zu finden. Als ich es endlich geschafft hatte, klemmte der Schlüssel. Leise fluchend rüttelte ich an der Türe. Plötzlich wurde sie aufgerissen und jemand zog mich herein.

Es war reiner Reflex. Wirklich!

Sofia hatte mich, seit ich klein war, in Nahkampftechniken unterrichten lassen, unter anderem in den Methoden des israelischen Geheimdienstes. Im nächsten Moment lag Patrick jaulend auf dem Boden. Seine rechte Hand steckte in einer Schiene und die linke sah jetzt aus, als würde er dort auch eine brauchen.

„Tut mir leid, tut mir leid!“, rief ich erschrocken und wollte ihm aufhelfen. Er kroch weg von mir, als fürchte er, ich würde auf seinen gebrochenen Fingern herumtrampeln. „Patrick, es tut mir so leid!“, sagte ich abermals.

„Bleib mir fern!“, schrie er und wich weiter zurück. Eine Weile verfolgte ich ihn durch die Wohnung. Ich wollte wirklich helfen. Dann stürzte seine neue Flamme, gehüllt in einen flauschigen Bademantel, der mir sehr bekannt vorkam, aus unserem Schlafzimmer und begann zu kreischen. Ich entschuldigte mich noch ein paar Mal, weil ich ein höflicher Mensch bin. Dann floh ich. Meine Sachen liess ich dort.

Unterwegs zu meiner neuen Bleibe fiel mir ein, dass Patricks neue Freundin ihm in nächster Zeit den Arsch würde putzen müssen. Der ultimative Härte-test für eine Liebesbeziehung. Das heiterte mich ein wenig auf.

Nachdem ich den Flug gebucht hatte, musste ich einen weiteren unangenehmen Besuch hinter mich bringen.

„Ismail, willst du deine alte Stelle wieder haben?“ Mein Ex-Chef begrüßte mich mit seiner näselnden Stimme. Er näselte allerdings stärker als sonst.

Es kostete mich Überwindung, mir seine Visage anzuschauen. Deshalb dauerte es eine Weile, bis ich „Oh!“, sagte. Seine Nase steckte in einem Gipsverband. Einzig die dunkelviolett verfärbte Nasenspitze lugte heraus. Zusammen mit den Blutergüssen um seine Augen sah er wie ein unfreundlicher Panda aus. Ich hätte vielleicht fragen sollen, was passiert sei. Aber ich schwieg nachdenklich.

Er schilderte trotzdem, wie er mitten am Tag überfallen und zusammengeschlagen worden war. „Von deinen Landsleuten“, spie er aus.

„Meine Landsleute?“

„Ja. Ausländer“, präzisierte er.

„Das tut mir leid“, entschuldigte ich mich automatisch im Namen aller Ausländer dieser Welt.

„Ich kann so keine Kundschaft empfangen“, nörgelte er. „Weisst du was? Ich stelle dich wieder an. Die Kunden haben dann ein hübsches Gesicht zum Quatschen. Und du hast wieder einen Job.“ Er schaute mich erwartungsvoll an.

Ich überlegte.

Ich hatte Jura studiert und in einer Anwaltskanzlei gearbeitet. Bis zu einem Zwischenfall mit einem angeschossenen Klienten. Er war ein schmieriger, unangenehmer Typ gewesen. Aber sogar mir war klar, dass man mit der Kundschaft nicht so umging, egal wie schmierig sie war. Nach diesem Vorfall hatte ich den Beruf an den Nagel gehängt und in einer Alkoholentzugsklinik eine Stelle als Sozialarbeiterin angenommen. Nach der Hochzeit drängte Patrick darauf, dass ich kündigte.

„Sozialarbeiterin klingt wie eine Kreuzung aus Sozialfall und Sexarbeiterin“, fand er.

Ich gab nach. Ein halbes Jahr später, an einem Montagmorgen, ordnete ich unsere zwei Müslischüsseln mal der Farbe, mal der Grösse nach neu um und fragte mich, was ich mit dem restlichen Tag anfangen sollte. Ich schlug die Zeitung, die ich schon zweimal durchgelesen hatte, nochmals auf. Dieses Mal liess ich auch die Todesanzeigen und Kleininserate nicht aus. Niemand, den ich kannte, war gestorben und ein mittelgrosses Unternehmen suchte eine Betriebsmanagerin. Ich meldete mich.

Wie sich herausstellte, bestand der Betrieb aus meinem ehemaligen Chef, mir und zwanzig unterbezahlten türkischen Putzfrauen. Ich vermittelte sie an grössere Firmen und führte die Kundengespräche. Die Frauen arbeiteten mit Knebelverträgen. Ich machte meinem Chef ein paar Verbesserungsvorschläge. Und wurde fristlos entlassen.

„Nein, danke“, sagte ich. Er hatte sich seit meiner Kündigung kein bisschen geändert. Dazu kam, dass ich meine verrückt gewordene Pflegemutter im Epizentrum eines Erdbebens besuchen musste. Ich packte meinen Kram in eine leere Kartonschachtel für Handseifen und ging zur Tür.

„Überleg's dir, Ismail“, rief er mir nach. „Win-win für beide! Überleg's dir!“

Erst als ich fast schon wieder zu Hause war, fiel mir ein, dass ich vergessen hatte, ihn an meinen ausstehenden Lohn zu erinnern. Trotzdem hatte sich auch dieser Besuch gelohnt, fand ich. Unterwegs kaufte ich ein

paar Zeitungen. Ich hatte mich in letzter Zeit so sehr abgekapselt, dass ich das Erdbeben in der Türkei nicht mitbekommen hatte. Ich erschrak über die entsetzlichen Bilder.

Im Flugzeug nach Istanbul sass ein älteres Ehepaar neben mir. Unterbrochen von Schluchzern murmelte die Frau leise Gebete. Ihrem Mann liefen Tränen übers Gesicht. Er hielt die Hand seiner Frau so unbeholfen, als hätte er noch nie so etwas getan, geschweige denn in der Öffentlichkeit. Ich drehte mich weg und starrte aus dem Fenster. Während des dreistündigen Flugs tat ich so, als verstünde ich die türkische Sprache nicht. So wie in den letzten sechzehn Jahren. So wie es mir Sofia eingeschärft hatte. Sofia, meine Pflegemutter, die zu glauben schien, sie wäre meine Grossmutter. Tief im Innern wusste ich, dass es stimmte.

Als ich am Busbahnhof aus dem Taxi ausstieg, waren die letzten sechzehn Jahre wie weggewischt. Die vertrauten Gerüche und Geräusche legten sich wie ein Mantel aus Trost um mich. Sofias Beschreibung folgend nahm ich den Bus in östliche Richtung. Im Schritttempo fuhren wir über die Bosphorusbrücke auf die asiatische Seite. Aus dem Autoradio kamen ständig Berichte über die Rettungsarbeiten, die Passagiere hörten fassungslos zu. Wer jetzt in diesem Bus sass, hatte entweder Familie im vom Erdbeben zerstörten Gebiet oder war ein freiwilliger Helfer. Ich spielte meine Rolle als ausländische Touristin weiter und lächelte tapfer, als mir zum millionsten Mal erklärt wurde, die Gegend sei im Moment gefährlich. Mit brennenden Wangen sass ich stumm da, während sich die Menschen um mich herum über mich unterhielten. Es war, als könnte man Gedanken lesen.

Man erfuhr selten Schmeichelhaftes dabei.

Irgendwann gaben es die Leute auf, auf mich einzureden. Ich wechselte in den freien Sitz hinter dem Fahrer. Aus dem Fenster sah ich ganze Hochhäuserreihen, die in sich zusammengebrochen waren. Die Hitze wurde mit jedem Kilometer unerträglicher. Unser Bus wurde von Explosionen erschüttert. Als sich mitten am Tag der Himmel verdunkelte, fuhren wir mit Vollgas blind weiter. Schwarzer Rauch kroch durch die Fensterritzen. Inzwischen atmeten wir nur noch beissenden Qualm. Die grösste Raffinerie des Landes brannte. Ich hatte davon in den Zeitungen gelesen. Die alte Frau neben mir zupfte mich am Ärmel. Sie hatte ihr Kopftuch um Mund und Nase geschlungen und hielt mir auch eines dieser weichen, buntbedruckten Kopftücher hin. Dankbar nahm ich es an.

Nach weiteren zehn Minuten Fahrt verzogen sich die dicksten Rauchwolken und die Strasse wurde wieder sichtbar. Ich sah das klaffende Loch vermutlich gleichzeitig wie unser Fahrer. Er bremste abrupt, der Kleinbus schlingerte, rutschte, stellte sich quer und kam schwankend zum Stillstand. Die Strasse vor uns war verschwunden.

Wir stiegen aus. Eine Gruppe kräftiger junger Männer beschloss, den Rest des Weges zu Fuss zu gehen. Die anderen stiegen niedergeschlagen wieder in den Bus, um zurückzufahren. Ich nahm den Zettel mit Sofias Ortsangaben aus der Tasche meiner Shorts und verfluchte mich, dass ich nicht von Anfang an zugegeben hatte, dass ich die Landessprache konnte. Unter den verwunderten Blicken der Mitfahrer fragte ich in perfektem Türkisch nach dem Weg. Einer hatte vom *Feldspital der Schweizer* gehört. „Etwa fünf Kilometer von hier“, sagte er. „An der Kreuzung links dem Pfad folgen.“

Ich verabschiedete mich von meiner Sitznachbarin. Sie nahm das Foto einer jungen Frau aus ihrer Handtasche. „Meine Tochter“, sagte sie. „Wenn du sie findest ...“ Ich umarmte sie ratlos und nickte.

Ich schulterte meinen Rucksack und lief los. Fünf Kilometer zu Fuss, kein Problem für mich. Ich war in den letzten Monaten täglich auf den hügeligen Strassen Zürichs geradelt und hatte stundenlang auf einen Boxsack eingepregelt. Nach den ersten Schritten blieben die Sohlen meiner Sportschuhe am geschmolzenen Asphalt kleben. Ich ging runter von der Strasse und suchte mir einen Weg zwischen den dornigen Brombeerbüschen und Brennnesseln. Von den jungen Männern war keine Spur mehr zu sehen. Als ich das Camp erreichte, hatte ich einen Sonnenstich, meine Kehle und meine Lungen brannten mit jedem Atemzug, der Russ hatte sich in den Poren meiner Haut festgesetzt.

Der Wachmann am Tor schien Sofia zu kennen. Voller Mitgefühl erklärte er, in welchem Zelt sie im Moment zu finden sei. „Bei ihrem Mann“, meinte er, „dem *Dede*, der von den Toten auferstanden ist. Dank unserem Pascha!“ Ich hoffte, dieser Pascha war nicht ein weiterer Verwandter von mir. Im Moment war ich überfordert von so viel Familie. Ich straffte die Schultern und trat in das Zelt ein.

Mein Auftritt wurde von einem kleinen Nachbeben begleitet und fiel etwas dramatischer aus als beabsichtigt. Ich wartete unsicher, bis sich das Beben und Grollen der Erde wieder beruhigt hatte. Der alte Mann im Bett, der wohl mein Grossvater sein musste, war gerade damit beschäftigt, ein paar Leute mit einer Pistole zu bedrohen. Sie ergriffen die Flucht, sobald er sich an mich wandte. Sofia tat so, als hätte sie den Alten bisher bloss vergessen

zu erwähnen. Ganz zu schweigen davon, dass sie vergessen hatte zu erwähnen, dass sie meine Grossmutter war.

Sofia schien im Feldspital eine Art VIP zu sein. Sie verfügte über ein eigenes Zelt, das sie mit mir teilte. In der Nacht tat ich kein Auge zu und lauschte den Grillen und Moskitos, immer in Alarmbereitschaft, beim nächsten Beben schreiend hinauszulaufen.

Irgendwann raunte mir Sofia zu: „Im Zelt passiert dir nichts, wenn die Erde bebt. Versuch zu schlafen.“ Im nächsten Moment hörte ich wieder ihren ruhigen Atem. Mir war nicht entgangen, dass sie sich zuvor grosszügig aus einer Schnapsflasche bedient hatte.

Ich musste doch eingenickt sein. Das knatternde Geräusch von Rotoren eines landenden Helikopters schreckte mich aus dem Schlaf. Ich schälte mich aus den verschwitzten Laken. Dicke rote Stiche zierten meine Arme und Beine. Der Attentäter lag zerquetscht in einer Blutlache unter meiner Ferse, wo er mir einen letzten, besonders fiesen Stich verpasst hatte. Sofia schlummerte immer noch selig. Ich nahm einen Schluck Wasser aus der Feldflasche und stolperte hinaus.

Unser Zelt lag am Rande des eingezäunten Areals. Ich lief auf die Leute in roten Westen beim Helikopter zu. Sie halfen beim Ausladen von Hilfsgütern, Reis, Tee ... Und Leichensäcken. Eine Helferin begann zu weinen. Schockiert kehrte ich zum Zelt zurück.

Sofia sass vor dem Zelteingang auf einem der zwei Campingstühle und trank Tee. Ich liess mich in den

Zweiten sinken. Sofia tätschelte meinen Arm und überliess mir ihr Glas.

„Ich brauche sowieso etwas Stärkeres“, meinte sie. Dankbar nahm ich einen Schluck. Süß und stark, wie ich ihn als Kind getrunken hatte. Sofia griff in ihre Brusttasche. Statt des Flachmanns kramte sie jetzt eine kleine Tube heraus und begann meine Stiche zu betupfen. „Du musst das Netz gut unter dein Bett klemmen“, sagte sie.

Sofia war nie eine besonders mütterliche Pflegemutter gewesen, geschweige denn Grossmutter. Wie auch immer. Aber sie war die einzige Art Mutter, die ich hatte. Mir steckte ein Kloss im Hals, so gross wie eine Wassermelone. Ich ging die Rangliste verstörender Ereignisse der letzten Stunden durch. Ich hatte so viele Fragen und ich wusste nicht, wo ich anfangen sollte.

„Hast du gut geschlafen?“, fragte ich. Ich sagte ja, ich bin ein höflicher Mensch.

„Bestens!“, antwortete Sofia.

Ich hatte gestern zugeschaut, wie ein paar Typen mit Verbrechervisagen eine tiefgefrorene Leiche aus einem Auto geholt und sie weggetragen hatten. Ausserdem hatten sie eine Tiefkühltruhe aus dem Kofferraum geholt und sie ebenfalls entsorgt. Vielleicht litt ich ja unter Halluzinationen in Folge eines Hitzschlags oder einer Rauchvergiftung, aber ich hätte schwören können, dass ich die Leiche auf dem Rücksitz kannte. Und ich hatte eine Vermutung, was sich in der Tiefkühltruhe befand.

„Wer waren diese tiefgekühlten Leichen?“, platzte ich heraus. „Der Mann auf dem Rücksitz sah wie Onkel Karl

aus. Nur noch ein wenig steifer.“ Ich lachte nervös. Sofia schwieg.

„Es war Onkel Karl. Manche nannten ihn auch Karl, den Gestapoarzt.“

„Mein Deutschlehrer?“ Ich lachte wieder. Ich hörte mich wie ein grunzendes Ferkel an. „Wer steckte denn in der Truhe? Mein Mathelehrer, Voyvoda, der Pfähler?“

„Du hattest keinen Mathelehrer, der so hiess. An den Namen würde ich mich erinnern“, antwortete Sofia. Nach kurzem Zögern sagte sie:

„Es waren zwei Leichen in der Truhe. Der eine war Stavros. Die andere eine Betrügerin, die sich Ayda Ismailow nannte.“

Stavros war unser unheimlicher Diener gewesen. Er hatte die Angewohnheit gehabt, geräuschlos aus dem Nichts aufzutauchen. Onkel Karl war der mehr als nur unheimliche Deutschlehrer meiner Kindertage. Und Ayda Ismailow war, soviel ich wusste, immer noch ich.

„Ich bin dir einige Erklärungen schuldig“, gab Sofia bescheiden zu.

Das war wohl die Untertreibung des Jahrhunderts. „Aber zuerst gehe ich kurz nach Basil schauen. Lauf nicht weg.“ Ächzend stand sie vom Campingstuhl auf und verschwand im Zelt. Kurz darauf kam sie mit einem dicken Fotoalbum wieder.

„Du hast dein Fotoalbum dabei?“, fragte ich verwundert. Ich hatte nicht mal ein paar Ersatzsocken mitgenommen.

„Ich habe immer alles Wichtige in meinem Koffer dabei“, erklärte sie. „Mein ganzes Leben steckt da drin.“

„Leben meine Eltern noch?“, fragte ich.

„Ich weiss es nicht“, sagte Sofia barsch. Dein Vater riss mit dreizehn von zu Hause aus, vorher steckte er mein Gartenhaus in Brand. Erwarte also keine Fotos von ihm.“

Wenn es um Informationen ging, war Sofia glitschig wie ein Fisch. Ich widerstand der Versuchung, das Album sofort aufzuschlagen. Ich wollte mir keine Hoffnungen machen, dass ich endlich etwas über meine Herkunft erfahren würde. Angeblich hatte sie mich in einem Korb vor ihrer Türe gefunden und grossgezogen.

Das zweistöckige Anwesen meiner Pflegemutter lag inmitten eines zwanzig Hektar grossen Mandarinengartens in der Nähe von Izmir. Das Haus hatte die Ausmasse einer Fabrikhalle. Sofia betrieb dort ein Nähatelier. Die unteren Zimmer drapierten sich um einen geräumigen Saal, in dem genäht wurde. Das obere Geschoss war Sofias Privatbereich. Die Schneiderinnen und ihre Kinder lebten in den Räumen im unteren Stock. Die meisten Kinder waren ebenso wie ich Sofias Pflegekinder und hiessen auch Ismailow mit Nachnamen. Es war nicht einfach, den Überblick zu behalten, wer gerade zum Haushalt gehörte. Ständig kamen neue Frauen dazu, andere gingen nach einiger Zeit wieder. Nur Väter oder Ehemänner gab es keine. Irgendwann im zarten Kindesalter war ich zum Schluss gekommen, dass die wohl nicht so wichtig waren. Die einzigen Männer in Sofias Haus waren mein Deutschlehrer Onkel Karl, unser wortkarger Diener Stavros, die beiden Wachleute, die mir auch Nahkampf- und Schiessstunden gaben und Süleyman Efendi, unser Pförtner und Gärtner. Sofia liess mich,

anders als ihre anderen Pflegekinder, in ihrer Wohnung im Obergeschoss wohnen und speziell ausbilden. Als Kind nahm ich an, das sei so, weil ich nicht nur keinen Vater, sondern auch keine Mutter hatte. Ich besuchte die Grundschule im Dorf, wo die Ismailows ganze Klassen füllten. Manchmal fragte ein Kind aus dem Dorf, weshalb ich keine Eltern hatte. Ich setzte mein „*Wie kann man bloss so eine gemeine Frage stellen?*“ Gesicht auf. Meistens wurde ich dann in Ruhe gelassen. Falls nicht, wusste ich mich zu wehren. Falls das auch nichts half, sprach Sofia mit den Eltern des begriffsstutzigen Balges. Danach war definitiv Ruhe. Heute denke ich, die Kinder hatten Glück gehabt, dass sie nicht gebrochene Finger und Nasen zu beklagen hatten.

Wenn ich in den letzten Jahren an Sofia dachte, sah ich sie in unserem Garten unter dem grossen Pfefferbaum vor mir. Ein paar rötliche Katzen schmiegteten sich an ihre Beine. Sie sass an einem Tisch, die Äste mit den kugeligen roten Früchten hingen über ihrem Kopf. Auf dem Tisch vor ihr lagen ganze Stapel Papiere, die sie mit gerunzelter Stirn studierte. In der einen Hand hielt sie ein Teeglas, in der anderen eine Zigarette. Und Stavros war immer in der Nähe, um den Samowar zu bedienen. Er füllte mit einer kleinen Schaufel glühende Holzkohle in das Rohr oder Wasser in den Kessel nach. Wenn Onkel Karl dabei war, tranken sie statt Tee *Raki* und Sofia wirkte entspannt. Ich schaute aus sicherer Entfernung zu, wie mein merkwürdiger Deutschlehrer in seinem weissen Leinenanzug und Panamahut mit Sofia am Tisch sass. Sie sagte etwas, er prostete ihr zu, zwinkerte und entblösste sein Gebiss, was wohl ein Lächeln sein sollte. Und Sofia lachte kokett, als wäre der alte Karl der grösste Charmeur der Welt. Onkel Karl und ich waren die einzigen, die meine Pflegemutter Sofia nannten. Für alle anderen war

sie Safiye Hanim, eine stahlharte Geschäftsfrau. Und für meinen Grossvater, wie ich bald darauf erfuhr, offenbar sein türkischer Honig. Meine Pflegemutter hätte zwar lieber ihre Zunge abgebissen, als es zuzugeben, aber sie schien mich zu mögen. Dachte ich jedenfalls, bis zu dem Tag, an dem sie mich weggab.

Eigentlich wusste ich überhaupt nichts über die Frau, die mich grossgezogen hatte. Eben fiel mir ein, dass ich ebenfalls nicht wusste, woher Sofia ihr Vermögen und ihren Einfluss hatte. Geschäftsleute, Politiker, Unternehmer sowie Anwälte, von denen sie etwa ein Dutzend beschäftigte, gingen bei uns ein und aus. Diese Leute kamen kaum wegen des hauseigenen Mandarinenlikörs und der selbstgenähten Kleider. Als Kind hatte sie mir nämlich genau das erzählt. Aber wahrscheinlich stimmte es doch irgendwie. Sofia verbog die Wahrheit immer so weit, dass es gerade noch als nicht gelogen durchging. Mein Leben mit Sofia bestand aus so viel aneinander gereihten Merkwürdigkeiten, dass sie mir gar nicht auffielen. Trotzdem hatte ich irgendwann ihre Lügen nicht mehr ausgehalten und den Kontakt zu ihr ganz abgebrochen. Sieben Jahre lang hatte ich ihre ohnehin seltenen Briefe ignoriert und nichts von mir hören lassen. Aber da war ich schon erwachsen und lebte längst in der Schweiz.

Erst als ich Patrick kennenlernte, war mir bewusst geworden, dass normale Menschen Familien hatten. Patrick war das normalste, was mir je im Leben begegnet war. Alles an ihm faszinierte mich. Sogar seine überhebliche Familie. Weniger, dass diese überheblich, als dass sie eine Familie war. Und diese Familie wollte unbedingt meine Verwandtschaft kennenlernen.

Nach sieben Jahren Funkstille hatte ich also Sofias Nummer gewählt.

Sofia war am anderen Ende der Leitung die Ruhe selbst. Sogar als sie erfuhr, dass ich heiraten wollte, fragte sie bloss, „Was wirst du anziehen?“ Sie klang wie eine nette Mutter, die sich mit ihrer Tochter über Mode unterhielt. Vielleicht hatte sie Angst, ich würde weitere sieben Jahre nicht mit ihr reden, wenn sie etwas Falsches sagte. „Ein Kleid aus Seide in der Farbe deiner Augen? Mit einem Saum wie ein Meerjungfrauenschweif?“

„Was? Sicher nicht! Ist ja lächerlich“, fauchte ich sie an.

Als Sofia Patrick kennenlernte, konnte sie es sich zwar nicht verkneifen, „Ich gebe deiner Ehe höchstens ein Jahr“, zu grummeln, trotzdem zauberte sie für uns eine traumhafte Hochzeit aus dem Hut. Sie mietete für meine Hochzeit den Ballsaal des Pera Palace, eines der elegantesten Hotels in Istanbul.

Zum Hotel am Goldenen Horn wurden wir zwar nicht in Sänften getragen, wie es vor hundert Jahren üblich gewesen war, aber immerhin in Limousinen gefahren, die geräumiger waren, als so manche meiner Studentenbuden. Wir stiegen vor der verschnörkelten Fassade aus und ein Portier, der wie ein General aussah, hielt uns die Türe auf. Im Innern sah es aus wie in einem orientalischen Palast, den ein Innendekorateur aus Paris gestaltet hatte. Der Effekt war atemberaubend. Ich hatte mich am Schluss doch zum Kleid aus veilchenblauer Seide mit einem Meerjungfrauenschweif überreden lassen. Es war das schönste Kleid, das ich jemals getragen hatte, was ich Sofia gegenüber jedoch nicht zugab. An Patricks Arm

schwebte ich in den Ballsaal mit den glitzernden Kronleuchtern und eleganten Polstermöbeln.

Ich war mir sicher, dass wir den Abend allein mit dem Hotelpersonal verbringen würden, als ein Sack voll Onkel und Tanten aufkreuzte. Sie verteilten Küsschen, kniffen mir und Patrick in die Wangen und unterhielten meine Schwiegereltern mit peinlichen Geschichten aus meiner Kindheit. Ich hatte die Leute noch nie in meinem Leben gesehen und fragte mich, wann sie endlich merken würden, dass sie auf der falschen Hochzeit waren. Trotzdem kamen mir viele vage bekannt vor, wohl weil sie wie gealterte Filmstars aussahen. Es waren auch einige Amerikaner dabei. Eine blonde Mittsiebzigerin stellte sich Patricks Eltern als meine Patentante Doris Day vor. Während ich vor Ärger rauchte, fielen meine Schwiegereltern fast in Ohnmacht. Jedenfalls war es ein Hochzeitsfest, von dem man noch lange nach meiner Scheidung schwärmen würde. Ich war danach bereit, Sofia zu verzeihen.

Sieben Jahre zuvor hatte ich beschlossen, meine Pflegemutter aus meinem Leben auszuschliessen. Sofias Paranoia hatte damals einen neuen Höhepunkt erreicht. Ich musste untertauchen bis Freund und Feind vergass, dass es mich gab. Vor allem ein bestimmter Freund. Ich hatte damals einmal mehr die Wohnung und die Identität gewechselt. Nach einigen Monaten war ich dann eines Morgens aufgewacht und hatte festgestellt, dass sogar ich mich nur noch mit Mühe an mich erinnern konnte. Bevor ich mich ganz in nichts auflöste, hatte ich die Verbindung zu Sofia gekappt. Vorher hatte ich ein letztes Mal Onkel Karl um neue Papiere gebeten. Es war enorm praktisch, wenn man einen Kunstfälscher als Familienfreund hatte. Mein Diplom, mein Pass, mein Führerschein, alles wurde

noch einmal umgeschrieben. Dieses Mal auf meinen echten Namen Ayda Ismailow.

Trotz heftiger Proteste von Sofia behielt ich den Namen auch nach der Hochzeit. Ismailow klang zwar in der Türkei genauso fremdartig wie in der Schweiz, aber ich hing an meinem Namen wie an einer Nabelschnur. Ayda wenigstens war Türkisch und bedeutete so viel wie «dem Mond gehörend». Es gab auch eine Pflanze, die Ayda hiess und am Ufer von Bächen wuchs, wie mir Sofia erklärt hatte.

Patricks Nachname lautet übrigens Meier. Erwähnte ich schon, dass alles an ihm normal war?

Ich versuchte mich am Wort „Grossmutter“, in dem ich es auf Deutsch und Türkisch laut aussprach, da kam sie auch schon mit einer Thermosflasche zurück.

„Dem alten Gauner geht es gut“, sagte Sofia, als sie sich in den Campingstuhl setzte. „Seit heute bewohnt er ein Privatzelt.“ Sie schenkte in zwei Pappbecher Tee ein.

„Meine Geschichte fängt mit meiner Zeugung an.“ Sofia lachte gackernd und schlug das Fotoalbum auf.

Das erste Foto zeigte eine schöne junge Frau mit Schmollmund, die keck in die Kamera schaute. Neben ihr stand ein junger Mann mit stolz geschwellter Brust in einer Armeeuniform. Auf seinen dunklen Locken sass ein Fes. Sein Gesicht zierten eine Hakennase und ein Zwirbelbart. Das Kleid der Frau fiel ihr von der schlanken Taille bis knapp zu den Knöcheln. Die kurz geschnittenen Haare trug sie unter einem durchsichtigen Schleier, mit dem sie sehr verführerisch aussah.

„Meine Mutter sagte, wenn ich dieses Bild ganz genau anschau, würde ich die kleine Sofia in ihrem Bauch sehen“, sagte Sofia. Ich kniff die Augen zusammen und schaute mir das vergilbte Foto in Brauntönen mit meinen Urgrosseltern an. Mit etwas Fantasie liess sich unter den weichen Falten der leicht gewölbte Bauch der Frau erahnen.

„Mein Vater diente in der osmanischen Armee. Vier Jahre zuvor, 1908, hatten die nach Reformen rufenden Jungtürken, *Jöntürk*, vom absolutistischen Sultan Abdülhamid endgültig genug gehabt und ihn nach einer Palastrevolution ins Exil gezwungen. Die Truppe meines Vaters hatte den vertriebenen Sultan mitsamt seinem Harem auf dem Schlachtschiff *Loreley* nach Thessaloniki eskortiert. Seither war mein Vater dort stationiert. Der Vater meiner Mutter hingegen war ein General des bulgarischen Zaren. Seit sie vierzehn war, war meine Mutter so oft von zu Hause ausgerissen, dass ihre Familie nichts mehr mit ihr zu tun haben wollte.“

„Sie ist wunderschön“, sagte ich. „Sie sieht wie eine Balletttänzerin aus.“

„Sie war eine Tänzerin und träumte vom Ballett“, sagte Sofia. „Ihr Traum endete mit Aleksı Ismailow. Aber das war Jahre später.“ Sie lachte trocken.

„Ismailow?“, fragte ich irritiert. „Ich dachte, *du* hättest einen Ismailow geheiratet, nicht deine Mutter.“ Sofia schenkte mir keine Beachtung und begann zu erzählen.

Rokselana, 1912

Beim Einbruch der Nacht leerten sich die verwinkelten Gassen Thessalonikis. Rokselana eilte über die Kopfsteinpflaster. Witwen in schwarzen Trachten warfen der jungen Frau durch ihre Trauerschleier missmutige Blicke nach. Sie schnalzten mit ihren Zungen und tuschelten, dann huschten sie in ihre Häuser. Rokselana musste vom Basar für ihre Chefin einen blutroten Brokat mit Goldfäden abholen.

Helle Glocken ertönten, als sie den nach Lavendel duftenden Laden Herrn Salomons betrat. Wie immer vergass sie die Zeit beim jüdischen Seidenhändler. Aufgeregt streichelte sie über die kühlen Stoffe, die der alte Ladenbesitzer vor ihr ausbreitete. Eine Seide in der Farbe ihrer veilchenblauen Augen liess sie so sehnsüchtig aufseufzen, dass Herr Salomon schmunzeln musste. Er hatte Freude an dem wie ein Schmetterling herumflatternden Mädchen. Aus seinem Katalog schenkte er ihr das Bild eines Ballkleids. Es war schulterfrei, mit einem üppigen Saum, der sich wie ein Meerjungfrauenschweif um die Füße legte.

«Das wäre das perfekte Modell für diesen Stoff. Vielleicht für eine Verlobung?», sagte er augenzwinkernd.

Das junge Mädchen liess den Traum aus Seide bis Monatsanfang auf die Seite legen und den Brokat einpacken. Mit zwei schweren Taschen stürmte sie in die Dunkelheit hinaus.

Rokselana nahm die letzten Steinstufen zum Hafen und landete mitten in reger Geschäftigkeit. Hastig wich sie einer Ziegenherde auf ihrem Weg zum Güterbahnhof

aus und verschnaupte einen Moment. Im flackernden Schein der Laternen luden Matrosen Öl- und Weinfässer, Blechdosen mit Oliven und Mehlsäcke um. Sie sprang zur Seite, als aus einem serbischen Schiff Kanonen herausgerollt wurden.

Seit einem Jahr wütete der Balkankrieg. Griechische und bulgarische Truppen belagerten die Stadt und machten sie den Türken streitig. Der Krieg zog zwielichtige Gestalten an. Erleichtert liess Rokselana den Hafen hinter sich. Musik und Gelächter drangen aus den Lokalen im Thessalonikis Vergnügungsviertel *Ladadika*. In ihrer Eile stiess sie fast mit dem kecken osmanischen Offizier zusammen, der das Schild mit der Cancan Tänzerin über einer Tür betrachtete. Er errötete und zwirbelte verlegen seinen Schnurrbart, als er merkte, dass die Frau auf dem Bild vor ihm stand. Zumindest glaubte er das.

Rokselana verschwand durch die rote Türe, über der das Schild hing. Berjanoush, eine korpulente Armenierin in ihren Fünfigern, nahm ihr die Taschen ab und schob sie schimpfend in die Garderobe. Ihre Freundin Elena half Rokselana in das knappe, rote Kostüm. Schon ein paar Minuten später standen die beiden Mädchen auf der Bühne. Rokselana bemerkte den jungen Offizier mit dem schönen Schnurrbart im verrauchten Lokal und schenkte ihm ein Grübchenlächeln. Dann begann sie im wilden Rhythmus der Musik ihre Beine zu schwingen.

Im oberen Stock des Nachtclubs befanden sich die Zimmer der Mädchen. Berjanoush sah es nicht gerne, wenn sie Männer mit nach oben nahmen. Rokselana liess sich normalerweise nicht mit den Gästen ein. Aber der türkische Offizier war einfach zu süß. Er hiess Mustafa und konnte Bulgarisch *Ich liebe dich* sagen. Damit kam ihre Unterhaltung an ihre Grenzen. Als sie sich nach der

Vorführung in ihr Zimmer schlich, begleitete er sie nach oben.

Während sie es sich gemütlich machten, brach auf der Gasse die Hölle los. Jubelschreie und Paukenschläge liessen die Fensterscheiben erzittern. Irgendwann begann jemand an die Zimmertüre zu poltern. Mustafa hörte nichts von all dem. Sein Herz hämmerte lauter als jede Pauke. Die Welt drehte sich immer rascher und blieb dann stehen.

Er stolperte aus dem Bett. Als er fluchend die Tür aufriss, stand sein Kommandeur mit einem Gesicht in der Farbe einer Runkelrübe vor ihm. Der Kommandeur packte Mustafa am Ohr und schleifte ihn zusammen mit ein paar unordentlich bekleideten jungen Offizieren zum Hauptquartier. Die jungen Männer waren verwirrt. In diesem Moment ertönte ein ohrenbetäubender Kanonenschlag. Der Schreck fuhr Mustafa in die Glieder, als er begriff: Das osmanische Reich hatte Bulgarien den Krieg erklärt. Er hätte sich noch mehr erschreckt, wenn er geahnt hätte, dass in diesem Moment Sofia, seine Tochter, auch schon unterwegs war.

Drei Wochen später stürmte die griechische Armee Thessaloniki. Wenige Stunden danach erreichten auch die Bulgaren die Stadt, aber da wehte schon überall die griechische Fahne. Die umkämpfte Stadt Thessaloniki war jetzt griechisch. Der bulgarische General, Rokselanas Vater, zog seine Uniform aus und ertränkte seinen Kummer in einem Lokal. Ein paar Tische weiter feierten die Griechen ausgelassen ihren Sieg. Sie befeuerten die Cancan Tänzerinnen mit einem Pfeifkonzert. Rokselana warf ihnen gerade Kuschhändchen zu, als sie den einsamen Mann mit dem versteinerten Gesicht erkannte. Ihre Blicke trafen sich, dann fiel der neue blutrote Brokatvorhang mit

den Goldfäden. Rokselana hörte dem tobenden Gejohle der Griechen mit brennenden Wangen zu. Als im Salon eine Schiesserei ausbrach, floh sie durch die Hintertüre.

Zu diesem Zeitpunkt ahnte Rokselana schon, dass sie schwanger war. Sie konnte nicht allein für ein Kind sorgen und nach dem Vorfall im Nachtclub würde sie ihrem Vater niemals wieder unter die Augen treten können. In ihrer Panik lief sie zum türkischen Hauptquartier und gab sich als die von einem türkischen Offizier entehrte Tochter eines bulgarischen Generals zu erkennen. Der Kommandeur führte gerade die Verhandlungen über einen Waffenstillstand mit den Griechen und Bulgaren. Er konnte keinen diplomatischen Zwischenfall riskieren. Er packte Mustafa erneut am Ohr, bis er gestand, dass er das junge Mädchen verführt hatte.

Rokselana konvertierte eilig, bekam den muslimischen Namen Rabia und vergass ihn sofort wieder. Das Paar wurde noch am gleichen Tag getraut. Nach der kurzen Zeremonie liess sie ihren verdutzten Ehemann stehen und eilte zum Nachtlokal.

Berjanoush raufte sich die Haare, als sie erfuhr, dass sie sich eine neue Tänzerin suchen musste. Sie sah aber ein, dass es keine bessere Möglichkeit für die junge Frau gab. «In einen reifen Pfirsich muss man beissen», schniefte sie, während sie sich die Tränen abwischte. Sie drückte Rokselana an ihren mächtigen Busen. «Lauf nicht in der Stadt herum», mahnte sie, «Plünderer sind unterwegs.»

Rokselana wollte nur noch rasch in den Laden von Herrn Salomon, um mit ihrem Ersparten die veilchenblaue Seide zu kaufen. Mit fliegenden Schritten nahm sie die unregelmässigen Stufen zum Basar. Weiter oben auf dem

Hügel, über dem Viertel der Türken, stiegen schon seit Tagen schwarze Rauchsäulen auf. Der beissende Geruch nach verbranntem Stoff erschlug sie fast, als sie den Laden des Seidenhändlers betrat. Beim Anblick, den sich ihr bot, schlug sie die Hände vors Gesicht und erstarrte.

Als am nächsten Tag die osmanische Armee aus Thessaloniki abzog, war Rokselana mit dabei. Aus dem Fenster des Zuges sah sie die endlose Kolonne der fliehenden Menschen. Viele waren barfuss. Der kalte Novemberregen hatte den Boden in eisigen Schlamm verwandelt. Wenn die voll bepackten Karren in den Furchen feststeckten, luden die Leute ihre Habseligkeiten auf den Rücken und liefen weiter. Kochtöpfe, nasse Decken und die Kisten mit der Mitgift blieben im Graben liegen. Der Kommandeur, der sich für die junge Braut mit den schönen Augen verantwortlich fühlte, hatte ihnen im überfüllten Zug ein eigenes Abteil besorgt. Rokselana zog schauernd die Vorhänge zu. Sie war sich nicht mehr sicher, ob es eine ihrer besten Ideen gewesen war, einem Mann, den sie kaum kannte, in seine ihr wildfremde Heimat zu folgen. Sobald ihr Mann hinausging, öffnete sie ihren Koffer, holte das weiche Päckchen heraus und machte es auf. Sie streichelte die veilchenblaue Seide, um sich zu trösten. Herr Salomon hatte nichts dagegen gehabt, dass sie den Stoff mitgenommen hatte. Sie hatte ihm sogar das Geld auf die Theke gelegt, worauf sie mächtig stolz war. Aber wenn sie ihre Augen zumachte, sah sie Herrn Salomon am Boden mitten in seinen verbrannten Stoffballen sitzen und weinen. Nach einem Seufzer schüttelte sie die traurigen Gedanken weg. «In einen reifen Pfirsich muss man beissen», sagte sie sich mit einem Lächeln. Konstantinopel sollte ja märchenhaft schön sein.

„Aliye Hanım, meine Grossmutter, war nicht erfreut über die fremde Braut ihres einzigen Sohnes. Sie presste aber weise die Lippen zusammen und nahm das junge Paar in ihrem Haus auf“, fuhr Sofia fort. „Sie führte schon einen grossen Haushalt mit Grosstanten und Tanten mit einer ganzen Kinderschar, deren Männer und Väter an der Front oder tot waren. Ihr eigener Mann war im Krieg in Jemen verschollen.“

Es waren unruhige Zeiten. Ein Tag bevor mein Vater wieder loszog, um die Grenzstadt Edirne zurückzuerobern, setzten bei meiner Mutter die Wehen ein. Ich kam im Juni 1913 zur Welt. Etwas zu früh, wenn man den Berechnungen meiner Mutter glauben konnte.“

Ich schaute Sofia zweifelnd an. „Bist du sicher, dass der türkische Offizier dein Vater war?“, fragte ich patzig. Sofia reckte trotzig ihr Kinn, dann zuckte sie die Schultern.

„Ehrlich gesagt war mein Vater der Einzige, der an der Vaterschaft keinerlei Zweifel hatte. Andererseits war ich gelb wie eine Zitrone und kaum grösser als eine. Es passt schon. Und schau dir mal unsere Nasen an!“ Tatsächlich sass in Sofias kleinem runzligem Gesicht die gleiche, übergrosse Nase ihres Vaters, die wie ein Vogelschnabel aussah. Ich musste lächeln.